

Zeitschrift: Der Freidenker [1927-1952]
Herausgeber: Freigeistige Vereinigung der Schweiz
Band: 12 (1929)
Heft: 1

Artikel: Lessing : (1729 - 1929)
Autor: Albin, A.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-407643>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir haben die Ueberzeugung, dass wir von der Aussenwelt und der Beschaffenheit ihrer Dinge durch unsere Wahrnehmungen Kunde erhalten, und dass diese Wahrnehmungen sich wesentlich unterscheiden von der blossen Einbildung und vom Traum, und dass diese Erkenntnis, im grossen Wissenszusammenhang der Wissenschaft, die einzige zuverlässige Kunde der Welt und einzige zuverlässige Grundlage alles Denkens und Handelns darstellt. Wir kennen und würdigen die Bedenken, die von physikalischer, physiologischer und psychologischer Seite her erhoben werden gegen unsere Auffassung; wir vertreten daher keinen naiven, sondern einen erkenntnistheoretisch geläuterten Realismus.

3. Wir glauben an die Autonomie und Souveränität des wissenschaft-philosophischen Denkens.

Was heisst das? Nun, der gemeinsame Grundakkord der ganzen sonst so reich modulierten Theologie und theologisch infizierten Philosophie heisst in Worten: »Grenzen! Grenzen! Echte Wissenschaft ist sich ihrer Grenzen wohl bewusst! Echte Wissenschaft macht Halt vor dem Reich des Göttlichen!« Das alles schreckt uns heute nicht mehr. Wir proklamieren die Autonomie und Souveränität des wissenschaftlich-philosophischen Denkens, damit wird ausgedrückt, dass dieses wissenschaftlich-philosophische Denken sich selbst die Grenzen setzt und sich diese nicht von der Theologie setzen lässt. Diesem Denken unterstellen wir sowohl das Subjekt, trotz des Geschreis der Aprioristen, wie auch die Gesamtheit der religiös-christlichen Phänomene, trotz des Geschreis der Theologen. Wir kämpfen dafür, dass die Universitäten von nun an Religionswissenschaft und nicht mehr Theologie treiben. Für uns sind verbindlich gerade die Aussagen der Wissenschaft über das Christentum (Geschichte, Soziologie, Psychologie, Psychoanalyse etc.) und nicht die Aussagen, die das Christentum über sich selbst in Umlauf zu setzen geruht. Unter dem durchdringenden Blick der wissenschaftlichen Analyse und Komparation aber bricht das tragende Gerüst des christlichen Glaubens — seine Absolutheit, seine Unbedingtheit, sein Geltingsanspruch für die gesamte Menschheit — berstend und krachend in sich zusammen.

* * *

Das sind die drei theoretischen Positionen, die wir vertreten! Wir dürfen sie wahrlich sehen lassen, und wir haben uns ihrer an keinem Ort und in keinem Augenblick zu schämen. Wir haben auf unserer Seite so gewaltige Mächte wie Naturwissenschaft, Geisteswissenschaft und Philosophie und alles das, was darauf sich aufbaut. Das ist die neue wissenschafts-theoretische Situation, die nicht deutlich und klar genug herausgestellt werden kann. Die Theologie in ihrer neuesten Ausprägung will nicht mehr stehen auf Wissenschaft, auf Philosophie oder Vernunft, sie stellt alle diese Mächte aus sich heraus und sich selbst heraus aus allen diesen Mächten, ihr

der Hamburgischen Dramaturgie, war das seiner würdig, Bücherwart zu sein eines Menschenhändlers, der seine Landeskinder zu tauseenden an die Engländer verkauft, der ihm das freie Manneswort zu verbieten die Macht hatte und es auch tat? Bitterkeit riss ihn würgend empor. Wie flackerten die einst herrlich strahlenden Augen: Die Summe eines deutschen Dichter- und Gelehrtenlebens? — Ein toter Sohn, ein sterbendes Weib!

Das überpeinigte Herz rast gegen die Rippen. Schwer tastet er an den Tisch, auf den Stuhl. Die weichen Federn knicken in der harten Hand, die den ewig denkwürdigen Brief an den Freund formt: »Mein lieber Eschenburg! Ich ergreife den Augenblick, da meine Frau ganz ohne Besonnenheit liegt, um Ihnen für Ihren gütigen Anteil zu danken. Meine Freude war nur kurz, und ich verlor ihn so ungern, diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand! so viel Verstand! ... War es nicht Verstand, dass er die erste Gelegenheit ergriff, sich wieder davonzumachen? ... Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen. Aber es ist mir schlecht bekommen.«

Zehn Tage darauf drückte der Tod des anderen liebsten Menschen dem Dichter abermals die Feder in die Hand: »Meine Frau ist tot, und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht.« Er selbst trug damals den Todeskeim bereits in sich. Eine Erfahrung zu machen hatte ihm das Leben noch aufbewahrt: die Geburt eines unsterblichen Sohnes des Geistes — Nathan den Weisen.

Walter Bähr.

Sinn erfüllt sich jenseits dessen, was Philosophie meint, und genau jenseits aller wissenschaftlichen Möglichkeiten; sie will nur noch stehen auf Gnade und Offenbarung. Damit werden Geisteswissenschaften und Philosophie aus ihrer bisherigen theologischen Hörigkeit entlassen und bilden mit der Naturwissenschaft zusammen, die schon längst abgestossen worden war, ein ungeheures Gebiet menschlich-irdischen Wissens, das dem christlichen Denken als Grossmacht gegenüber tritt.

Wir Atheisten und Freidenker sind nicht kleine Sekten, eingesprengt in eine religiös-christliche Welt, sondern wir sind nur die Wenigen, die offen aussprechen und offen zu dem stehen, was Wissenschaft über das Christentum sagt, und was allmählich, wenn auch noch unter der Oberfläche, Gemeingut der abendländischen Kulturmenschheit wird: Dass Religion und speziell Christentum notwendige Durchgangsstufen, unvermeidliche Wachstumserscheinungen eines Teils der Menschheit darstellen und als solche gewürdigt und respektiert werden müssen; dass aber, auch für die Praxis des Lebens, das zähe Festhalten an diesen entwicklungsgeschichtlich überholten Durchgangsstufen nicht notwendig, nicht wertvoll oder irgendwie segensreich ist für die Gegenwartsmenschheit. Wir sehen und erleben, dass das Christentum nicht mehr imstande ist, zu binden. Es muss aber gebunden und geformt und gebildet werden; dies Bilden im engen und weiten Sinne kann aber nicht mehr vollzogen werden von einem Handeln und Denken, das sich auf Illusionen, auf widerlegte und nicht mehr geglaubte Traditionen und Offenbarungen stützt, sondern von einem Glauben, einem Denken und Handeln, die auf der Wirklichkeit und wissenschaftlich erfassten Realität gegründet sind.

Dr. E. H.

Lessing.

(1729—1929.)

Von A. Albin.

Es genügte, eine Liste seiner Bücher aufzustellen, um zu sehen, dass sein Leben kein unnützes gewesen. Es genügte, diese oder jene Aeusserung aus ihnen herauszugreifen, um die Tiefe und Weite dieses herrlichen Geistes erahnen zu können. Es hiesse, sein Gedächtnis am würdigsten feiern, wenn wir nach dem Sinne dieser Aeusserungen leben, im Sinne derselben handeln und wandeln würden. Wenn wir in die Geschichte des menschlichen Geistes Rückschau tun, erfasst uns ja eine Scham. So weit ist der Geist voraus und so weit ist die Menschheit zurück. Eine betrübende Tatsache: die Geistesgeschichte der Menschheit ist — wenn wir sie näher ins Auge fassen — eigentlich nur die Geschichte einiger, nicht allzuvieler Geister, die das Kulturgut zusammengetragen und aufgebaut haben, ohne aber dass ihre Mitbrüder es sich zu eigen gemacht hätten in dem Masse, wie seine Erzeuger es wünschten. Ab und zu gelang es einem Geiste, Scharen und Massen aufzurütteln; ab und zu gelang es einem Geiste, sie mitzu-

Gotteslästerung.

Der Gallus und der Columban, der Weise,
Sie machten einstens eine Schweizerreise.
Die Sage meldet, dass die beiden Frommen
Nach Tuggen an den Zürichsee gekommen.
Noch lebten Heiden in der grausen Wildnis,
Die tanzten eifrig um ein Götterbildnis,
Das Sturm und Regen ziemlich abgetakelt;
Der Gallus nun, der hat nicht lang gefackelt,
Den Götzen seelenruhig umgerissen
Und stande pede in den See geschmissen.

Das war nun wirklich Gotteslästerung.
Das Heidervolk geriet auch sehr in Schwung;
Die Kirche selbst verschärfe dann die Schmach
Dadurch, dass sie den Gallus heilig sprach.

Wenn heute nun ein neuer Gallus käme,
Der sich die Freiheit und die Frechheit nähme,
Mit einer Wucht von sieben Donnerwettern —
Die Götzenbilder in den Staub zu schmettern —
Ich glaube, dass man ihn, der Trümmer stürzte
In heiligem Grimmel, um Kopfslänge kürzte,
Um mit dem Schwert die Freyer auszurotten,
An jenem Gott, der seiner nicht lässt spotten.

Sieh, Gläubiger, den noch die Kirche schrökft,
Hier spricht sie heilig, und dort wird geköpft;
Doch lasse, Freund, nur die Bedenken ruh'n;
Die Logik will's. Wenn Zwei das Gleiche tun . . .

J. Stebler.

reissen, ein Stück Weges sie zu führen und vorwärts zu bringen. Das Geleite währte nicht lange — aber auch fruchtlos war es nicht, mochten die Scharen unterwegs sich lichten, abfallen, in Niederungen zurückkehren, statt den unbequemen Pfad des Geistes fortzusetzen. Das Pantheon der Geister ist noch lange nicht überfüllt. Umso teurer sind die wenigen, die es einschliesst. Unter den wenigen ist Lessing.

Er war ein Mensch; nehmst alles nur in allem. Der Weg, den ihn seines Geistes und Lebens Wandel geführt, war steinig und dornig. Man muss zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, um zu wissen, wie viel Ungesagtes im Gesagten verborgen liegt, wie viel noch der Kamenzer Pastorensohn zu sagen gehabt hätte, hätte er eine Menschheit aufgefunden, die einen aufrichtigen Mund und einen freien Gedanken höher einzuschätzen gewusst hätte. Wie jeder grosse Geist war auch der Geist Lessings der Knebelung nicht entgangen. Heuchlern und Gaulkern ist die Wahrheit von jeher unerwünscht gewesen. Lessing hatte sich nie damit gebrüstet, die Wahrheit zu besitzen oder je besessen zu haben; das Suchen der Wahrheit war ihm Lebensaufgabe und Lebensinhalt. Er suchte sie alle Tage und auf allen Wegen, strebte ihr zu, liess sie nimmer aus den Augen — winkte andere heran, so oft er sich ihr um einen Schritt näher wusste. »Die Menge auf etwas aufmerksam machen, heisst: dem gesunden Menschenverstand auf die Spur helfen« — sagt er selbst. Zu seiner Zeit war man nicht so sehr dabei noch auch dafür, dies zu tun. Im Gegenteil. Die freigeistigen Höfe und Herrscher huldigten zwar ihrerseits der Freigeisterei, betrachteten sie aber nur als eine ihnen allein zustehende Domäne, in die einzudringen sie dem Mittelmann, dem einfachen Bürger mit allem Ernst und aller Strenge verwehrten. Denken ist der Hauptfeind aller Autoritäten und Herrscher — beide sind darum ernstlich bedacht, es dem Volke fernzuhalten. Friedrich der Große, der sich sonst kein Blatt vor den Mund legte, wenn es auch um das sog. Heiligste ging, der sich im Kreise französischer Atheisten am wohlsten fühlte und für Gott und Göttliches sehr wenig übrig hatte, derselbe Friedrich befahl seinen Soldaten, Sonntags zweimal zur Kirche zu gehen. So tat es Friedrich, nicht anders taten es die anderen. Alle waren sie bemüht, in der Masse das Denken nicht aufkommen zu lassen. Und die Masse liess es sich gefallen — noch immerfort betete sie und betete an, in ihrer Geistesträgheit vielleicht gar froh darüber, dass man sie vom Denken befreit hat. Darin sind die nichtigen Erfolge der Aufklärung zu suchen. Denn hätte sie auch die Völker erfasst, hätte man ihren Strom auch den Massen zugeführt oder zuzuführen gestattet, Kirchen und Synagogen würden schon lange leer stehen und in Konzerthäuser verwandelt worden sein. Aber die Staatsordnung oder wie man es anders zu nennen beliebt: die Staatsraison gestattete es nicht. Die Religion ist ihre Stütze, ist Unterpfand ihres Bestehens. Ohne Religion könnte keine der alten Staatsordnungen existieren. »Die Gesellschaft,« sagte Napoleon, »kann nicht ohne Ungleichheit des Besitzes bestehen, die Ungleichheit nicht ohne Religion. Wenn ein Mensch vor Hunger stirbt neben einem, der übersatt ist, könnte er sich unmöglich damit abfinden, gäbe es nicht eine Macht, die ihm sagt: »Das ist Gottes Wille; hier auf Erden muss es Arme und Reiche geben, dort, in der Ewigkeit, wird es anders sein.« Das wussten die aufgeklärten Staatsoberhäupter und behielten aus dem Grund auch die Aufklärung nur für sich, das heilige Feuer des Geistes sollte in die Niederungen nicht getragen werden. Das aber hatte sich Lessing als Ziel gesetzt und im Augenblick, wo das Interesse für seine Erörterungen, Enthüllungen und Wahrheiten an Weite und Breite zu gewinnen begann, da nahm Lessings gütiger Landesherr den Geist »in Schutz« und wollte ihn das Atmen verbieten. Denn für den offenen Kopf ist Denken nichts anderes als Atmen, d. h. Denkenmüssen. Aus dieser Atmosphäre heraus ist Lessings Persönlichkeit und Bedeutung zu werten.

Lessing war ein Revolutionär im wahren Sinne des Wortes. Immer und überall wollte er hinter die Gründe der Erscheinungen kommen, sie beleuchten, wo sie dunkel waren; sie befestigen, wenn sie wankten; sie beseitigen, wenn sie faul waren und an ihrer Stelle Neues bauen. Er war Revolutionär auf dem Gebiete der Kritik und Literatur, auf dem Gebiete der Wissenschaft, des Glaubens und Aberglaubens. Heute, da wir um 200 Jahre voraus sind und in der Welt sich doch so manches geändert hatte, mag uns dies und jenes Tun Lessings

harmlos erscheinen. Die damaligen Autoritäten sind uns heute lange keine mehr — aber sie waren es einmal, und Lessings Verdienst ist es, diesen Autoritäten nahe an den Leib gerückt zu sein und ihnen scharf in die Augen geguckt zu haben. Er kannte keine Bücklinge, wo es galt aufrecht zu stehen und hinauf-, nicht hinunterzuschauen. Er kannte keine Autorität, wo es galt, der Wahrheit zu ihrem Recht zu verhelfen. Sein Grundsatz war: »Handle deiner individualistischen Vollkommenheit gemäß.« Der reinen Vernunft folgte er im Beurteilen der Menschen, Dinge und Geschehnisse und liess sich durch nichts irreleiten, was der Vernunft widersprach, noch sein Urteil trüben konnte. Klarheit musste um ihn sein, wenn er an Institutionen und Gegebenheiten herantrat mit der Absicht, zu erfahren und zu sagen, was sie wirklich und wert seien. Er prüfte sie von jeder Seite, indem er an sie den Maßstab der Vernunft anlegte, der Tradition und dem Ansehen, das sie genossen, zum Trotz; den gedankenlos bewundernden und anbetenden Spiessern zum Schrecken. »Zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von notwendigen Vernunftswahrheiten nie werden,« sagt er in seinen Ausführungen »Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.« Man solle — so meint er — aufhören, auch das Christentum auf geschichtliche Tatsachen zu gründen. Ein Geist, wie Lessing, konnte an der Religion oder an den Religionen nicht achtlos vorbeigehen. Schon in den ersten Jahren seiner schriftstellerischen Tätigkeit macht er sich viel mit der Religion zu schaffen. Und er tritt an diese Fragen mit einem Ernst heran, der überzeugen will. Er weiss, derlei Fragen lassen sich — sofern man ins Weite wirken will — nicht mit Witz allein abtun. Der Witz eigne sich eher dafür, Misstrauen zu wecken, als zu überzeugen. Mit Vernunftbeweisen will er die Berechtigung des Glaubens und des Gzauglaubten ergründen oder zunichte machen. Sein scharfblickendes Auge lässt ihn vorerst erkennen, dass »die Religion Christi und die christliche Religion zwei ganz verschiedene Dinge seien.« (»Die Religion Christi« § 2.) Er durchschaut den Widerspruch zwischen dem Mundchristentum und dem Werkchristentum. »Auf den Namen, auf den Namen kommt es an.« Er sieht die Kluft zwischen Schein und Sein. »Behaupten Sie z. B., dass man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen, wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen, alle sie betreffenden Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: und so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird.« Und vor allem, wogegen sich seine Vernunft auflehnt, das ist: das Sich-besser-dürcken. »Der Aberglauben schlimmster ist, den seinen für den erträglicheren zu halten.« Er sieht die daraus folgenden Fehler und Schäden. »Der grösste Fehler (heisst es im 11. Literaturbrief), den man bei der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, dass man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnt.« Und das Trifligste, das doch jeder Erzieher und Seelenbildner beherzigen sollte: »Kinder brauchen Liebe — mehr als Christentum.« Diese Worte stehen in »Nathan«, in jener, dem geknebelten Geiste entquollenen Predigt. Lessing duldet keine Halbheiten. Wenn dieser Fechter des Geistes den Kampf gegen Dunkelmänner und Dunkelmännerei einmal aufgenommen hatte, er musste ihn zu Ende führen. Er musste zeigen, dass der Bann, den Obskuranz, Unduldsamkeit und Flachheit errichtet haben, auf tönernen Beinen stehe. Orthodoxie und Reaktion waren außer sich, als sie hörten, dass er zu allen anderen Religionen sich gleich objektiv einstellt, wie zu dem — nach ihrer Meinung — allein seligmachenden Christentum. »Alle positiven und geoffneten Religionen sind gleich wahr und gleich falsch.« (»Ueber die Entstehung der geöffneten Religion«.) Und einige Zeilen weiter: »Die beste geöffnete oder positive Religion ist die, welche die wenigsten konventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthält, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränkt.« Wie mancher hätte diesen »Ketzer« über alles gern auf dem Scheiterhaufen sehen mögen! Lessing glaubte an die Liebe im Menschen, an die wahre, werktätige Liebe. Er war über altes und neues Testament weit hinausgekommen und kündete das Evangelium eines neuen, dritten Reiches, in dem das Gute getan wird, nur um des Guten willen, aus innerstem Menschentum heraus, nicht um Lohn auf Erden, noch weniger um den Lohn

der ewigen Seligkeit, dort im Himmel. Er verzichtet darauf, von Gott belohnt zu werden. Uebrigens könne er sich — so äussert er einmal vor Jacobi — von einem ausserweltlichen Gott gar keine Vorstellung machen. Er weiss, wie es um Gott steht und was er von diesem Gott der Halbwüchsigen, Unzulänglichen zu halten hat. Eine Stelle in »Pope ein Metaphysiker« lautet: »Gott hat es so haben wollen, und weil er es so hat haben wollen, muss es gut sein, ist wahrhaftig eine sehr leichte Antwort, mit welcher man nie auf dem Trockenem bleibt. Man wird damit abgewiesen, aber nicht erleuchtet. Sie ist das beträchtlichste Stück der Weltweisheit der Faulen; denn was ist fauler, als sich bei jeder Naturgegebenheit auf den Willen Gottes zu berufen, ohne zu überlegen, ob der vorhabende Fall auch ein Gegenstand des göttlichen Willens habe sein können?« Lessing sah, dass die Religionen einer der wichtigsten Trennungsfaktoren in der Welt seien. Er sah, dass die Religion nur Zufall und der Mensch das Wesentliche sei. Seine Vernunft und sein Herz vermochten diese Zufälle zu überbrücken, das Trennende beiseite zu schieben und das Einende in den Vordergrund zu rücken. Ihm bereitete es Schmerz, dass »die bürgerliche Gesellschaft diese Trennung bis ins Unendliche fortsetzt, dass diese Gesellschaft weder selbst die Augen öffnet noch anderen sie sich zu öffnen gestattet und in einer Blindheit verharret, wie sie den Hütern der Götzen nur erwünscht sein kann. »Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treu und Glauben annehmen soll.« Man müsse sich von seinem Glauben vorerst überzeugen, folglich müsse man ihn zuerst prüfen, ihn mit anderen vergleichen, ohne Eigendunkel, ohne Vorurteil, rein auf die Vernunft sich stützend. Die Vernunft allein vermag den Menschen dorthin zu führen, wo Wunder und Wahnsinn aufhören und das Rein-Menschliche beginnt. »Es eifre jeder seiner unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe nach.« Das lehrt die Vernunft, und diese ihre Lehre deckt sich völlig mit der ureigensten Beschaffenheit des menschlichen Herzens. Lessing liess sich die Vernunft durch keinen Irrwahn trüben, den Drang seines Herzens nach Duldung und Liebe nicht unterbinden. Sein Leben lang war er sich treu geblieben — kein Haar breit war er von seinem Menschentum abgewichen. Denn Menschentum war Kern und Fülle seines Wesens. Wenn es im »Nathan« heisst: »Kinder brauchen Liebe mehr als Christentum«, so könnte man den Satz ein wenig ändern und sagen: Menschen brauchen Liebe — mehr als Christentum. Die Liebe würde sicherlich schönere Früchte zeitigen als es die Religionen bis nun getan haben. Das hat sein Herz gefühlt; das hat seine Vernunft vorausgesehen. Lessing hat die Vernunft zu Recht und Ehre gebracht, das Glauben durch das Denken ersetzt und dem menschlichen Geschlecht den Weg vom Denken zum freien Denken gebahnt. Darin liegt seine grosse erzieherische Bedeutung. Darin der Grund, weshalb wir Freidenker ihn ehren und mit Stolz seiner gedenken als desjenigen, der zu uns gehört und zu dem wir gehören. Denn auch unser »Gott« ist die Wahrheit und unser Gebot ist die Liebe — nicht jene, die bloss an den Lippen haften bleibt, sondern diejenige, die Brücken schlägt von Volk zu Volk, von Mensch zu Mensch. Dieser unbestochnen, von Vorurteilen freien Liebe wollen wir nacheifern und in dieser Weise Lessing und seine erhabene Gesinnung ehren. Wahrheit und Liebe — sei die Losung! Das will sagen: eine durch keinen Wahn zu trübende Vernunft und ein durch kein Vorurteil zu beengendes Herz. Wie es uns bei diesem mutigen Mann und grossen Menschen entgegentritt, der den Namen Lessing trägt.

Zweihundert Jahre sind es her, so er — wie man zu sagen pflegt — das Licht der Welt erblickt. Aber so licht war diese Welt nicht, in die er gekommen. Sie ist erst durch ihn licht geworden. Denn das Licht war er.

Mensch und Affe.

Von Dr. Heinrich Vokolek.

Es wird heute kaum einen ernsten Naturforscher geben, der behaupten wol'te, dass der Mensch als eine — ausserhalb des Tierreiches stehende — spezielle Schöpfung zu betrachten sei. Schon das Vorhandensein von Kiemenbogen und Kiemenspalten am Menschenembryo deuten auf Urahnen, welche im Wasser lebten; ein Vergleich des Körperbaues bei dem Men-

schen und dem anthropoiden Affen zwingt zu der Annahme einer Verwandtschaft zwischen beiden.

Gerade dieser Teil der Abstammungslehre ist von Krcisen, die der Naturwissenschaft fernstehen, aus den verschiedensten Gründen auf das heftigste bekämpft worden. Universitätsprofessor Lotsy sagt in einer seiner Vorlesungen darüber: »Unseren Gegnern steht dabei die menschliche Eitelkeit, welche sich angenehm gekitzelt fühlt durch die Lehre, dass der Mensch das Ebenbild Gottes sei, dagegen recht unangenehm berührt wird durch die Idee einer wenn auch noch so entfernten Verwandtschaft mit den Affen, als mächtige Bundesgenossin zur Seite. Sie dient natürlich nicht als Motiv der Bestreitung, aber man sieht in den Evolutionstheorien eine Leugnung des göttlichen Schöpfungsaktes, durch welchen die Menschheit entstanden sein soll, und betrachtet sie darum als eine grosse Gefahr für überhaupt alle Religionen.« Mit Recht sagt er weiter, dass von einer Verletzung unserer Eitelkeit keine Rede sein könne, wenn eine Verwandtschaft zwischen Menschen und Affen behauptet wird. Er meint, »dass eine gefeierte Schönheit eines westeuropäischen Salons nur wenig minder durch den Vergleich mit einem Hottentottenweibe beleidigt sein würde; und wer es wagte, einen Couleurstudenten mit dem Zuruf: »Sie Hottentott!« zu begrüssen, würde ebenso gefordert werden, als wenn er »Sie Schimpanse!« sagte.«

Es ist ja richtig, dass in dem Augenblicke, als von Verwandtschaft zwischen Mensch und Ape gesprochen wird, immer an den gewaltigen Unterschied zwischen einem zivilisierten Europäer und einem Schimpanse gedacht wird, und zwar womöglich an einen recht schönen Vertreter der ersten und einen recht hässlichen der letzteren Sippe.

Der Unterschied ist aber zweifellos nicht so gross, wenn wir die niedrigsten Menschenrassen — Buschmänner und Hottentotten — mit den höchsten Affenrassen vergleichen.

Vom wissenschaftlichen Standpunkt ist überhaupt kein gravierendes Gegenargument anzuführen. Sowohl im Hinblick auf den anatomischen Bau als auch die Fortpflanzung und die Embryologie ist der Mensch als echtes Säugetier anzusprechen.

Bezüglich der sogenannten Seele des Menschen, die etwas ganz Besonderes sein soll, sagt Lotsy: »Sowohl diejenigen, welche den Körper als ein Produkt der Seele, als diejenigen, welche die Seele als ein Produkt des Körpers auffassen, sind überzeugt, dass unsere geistigen Eigenschaften im Gehirn lokalisiert sind. Wenn also den Tieren eine Seele abginge, würde ihnen auch ein den unsrigen vergleichbares Gehirn abgehen. Nun ist aber erwiesen, dass zwischen dem Gehirn des Menschen und dem der höheren Tiere kein so grosser Unterschied besteht, dass man ersteres nicht als eine Vervollkommenung des letzteren betrachten könnte.«

Ausser diesen allgemeinen Betrachtungen ist noch auf einen frappanten Beweis aufmerksam zu machen, der auf die Verwandtschaft der Tiere untereinander hinweist und den Menschen mit einbezieht. Die Blutsverwandtschaft zwischen Menschen und Affen lässt sich auf chemischem Wege erbringen. Zu diesem Zweck müssen wir etwas weiter ausholen.

Es dürfte bekannt sein, dass die Diphtheritis durch die sogenannten Diphtheriebakterien hervorgerufen wird. Dabei entsteht im Menschen eine äusserst giftige Substanz, das Diphtheriegift.

Dieses Gift kann man gewinnen. Injiziert man nun einem Pferd dieses Diphtheriegift, so entsteht im Blut dieses Tieres ein Gegengift. Nun wird dem Pferd Blut abgezapft, und man gewinnt daraus das sogenannte Heilserum, welches das Gegengift der Diphtheriebakterien enthält.

Aber nicht nur Pferde besitzen diese Eigenschaft, Gegengifte zu erzeugen; auch andere Tiere sind in der Lage, gegen verschiedene Bakteriengifte Gegengifte herzustellen. Diese Fähigkeit erstreckt sich auch auf andere Gifte, wie Schlangengift, Rizin usw.

Viele dieser Gegengifte erzeugen in einer Lösung des entsprechenden Giftes ein Präzipitat (Niederschlag) und werden deshalb Präzipitin genannt.

Man hat noch weitere interessante Feststellungen gemacht. So fand man, dass nicht nur Bakteriengifte und Schlangengifte für den Körper der Tiere schädlich sind, sondern dass das Blutserum der einen Tierart wie eine Art Gift auf die andere Tierart wirkt, wenn es ihrem Blute einverlebt wird.